

MARCEL FEIGE

Trieb

Buch

Berlin, kurz nach Neujahr: Der kleine Tabori aus Albanien, der von zu Hause ausgerissen ist, verirrt sich in der winterlichen Hauptstadt. Verzweifelt macht er sich auf die Suche nach seinem Cousin. Dabei findet er Freunde, die ihm helfen – doch sein Vertrauen wird erschüttert. Unterdessen werden Kommissar Paul Kalkbrenner und sein Kollege Sebastian Berger in ein Nobelhotel am Brandenburger Tor gerufen: Dort wurde ein angesehenener Geschäftsmann erschossen, der seltsamerweise unter falschem Namen eingechekkt hatte. Es dauert eine Weile, bis seine wahre Identität ermittelt wird. Als die Beamten der Witwe die Nachricht vom Tod ihres Mannes überbringen, ist diese nicht nur erschüttert, sondern auch überrascht. Sie glaubte ihren Mann auf Geschäftsreise in Amsterdam, zusammen mit seinem Partner Marten Peglar. Auch der ist spurlos verschwunden. Zur gleichen Zeit wird ein Staatssekretär ermordet, ausgerechnet ein Informant des Journalisten Hardy Sackowitz. Der wählte sich einem Politskandal auf der Spur. In Wahrheit kommt er einer Szene auf die Schliche, die in ihrer Perfidität lieber im Dunkeln bleiben möchte – um jeden Preis!

Autor

Marcel Feige, geboren 1971, arbeitete als leitender Redakteur bei verschiedenen Musik-, Lifestyle- und Stadt-Magazinen. Seit 1998 lebt er als Schriftsteller in Berlin. Für seine Biografie »Nina Hagen. That's why the lady is a punk« erhielt er den renommierten internationalen Buchpreis »Corine«. Weitere Thriller von Marcel Feige sind bei Goldmann in Vorbereitung. Marcel Feige im Internet: www.Marcel-Feige.de

Von Marcel Feige außerdem bei Goldmann lieferbar:

Wut. Thriller (46461)

Gier. Thriller (46580)

Marcel Feige

TRIEB

Thriller

GOLDMANN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe August 2009

Copyright (c) 2009 by Marcel Feige

Copyright Deutsche Erstausgabe (c) 2009 by Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller
Literary Agency, München.

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur München

Umschlagfoto: Mauritius Images/Werner Otto
BH · Herstellung: Str.

Redaktion: Susanne Bartel

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46988-8

www.goldmann-verlag.de

*Für meine Eltern
Thea und Heinz.*

*Danke für eine
wunderbare Kindheit.*

PROLOG

In Gracen, einem winzigen albanischen Bergdorf, schüttelte ein Junge wütend sein kleines Radio. *Dieses blöde Ding!* Um achtzehn Uhr hatte die Hitparade auf *Top Channel* begonnen. Jetzt war es bereits kurz vor halb sieben, und noch immer klang statt der neuen Songs von Eminem, US5 oder Tokio Hotel nur ein Rauschen aus den Lautsprechern. Dabei lag Tirana, von wo der Sender sein Programm ausstrahlte, nicht einmal weit von Gracen entfernt. Mit dem Bus brauchte man gerade mal eine Stunde in die Hauptstadt.

Der Junge hielt die Antenne so hoch wie möglich, doch obwohl er sich dazu sogar auf die Zehenspitzen stellte, gab das Radio nur ein Knistern von sich. Es war alt und kaputt. Vielleicht hätte sein Vater das Gerät reparieren können, aber der war schon lange tot.

Der Junge trat zu seiner Mutter an den Herd. »Mama, wann kaufen wir endlich ein neues Radio? Oder einen Fernseher? Alle im Dorf haben ...«

»Wir haben kein Geld dafür«, unterbrach sie ihn, ohne dabei vom köchelnden Grießbrei aufzuschauen. »Das weißt du doch, Tabori.«

»Aber du gehst arbeiten«, widersprach der Junge. Zweimal die Woche schrubbte sie die Dielen in der Kirchensakristei und wischte die Bänke vor dem Altar.

»Das bisschen, was ich beim Putzen verdiene, deckt kaum die Miete.« Sie rührte den Grießbrei um. Fleisch gab es nur selten, und selbst für Kartoffeln reichte das Geld nur manchmal. »Und erst recht nicht die Kosten für Mickaels Medizin.«

Tabori wollte erneut protestieren. Immerzu drehte sich alles nur um seinen älteren Bruder. Doch seine Mutter brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Mit Fernsehen vergeudest du sowieso nur deine Zeit. Du solltest lieber ...« Sie wurde von einem Klopfen an der Tür unterbrochen. Schnell reichte sie Tabori den Topf mit dem Grießbrei. »Geh aufs Zimmer!«

Der kleine Raum, den Tabori sich mit Mickael teilte, bestand aus einem Kleiderschrank, dessen eine Tür nur noch halb in den Angeln hing, und einer aufgebockten, zerkratzten und durchhängenden Platte, auf der Tabori seine Schulaufgaben erledigte. Die nicht vorhandene Tapete wurde durch alte Fotos ersetzt, die Mutter, Mickael, Tabori, seinen Cousin Ryon und Gentiana zeigten. Daneben hing ein Poster von Tokio Hotel, das Ryon vor ein paar Monaten für ihn aufgetrieben hatte.

Das schmale Bett teilte sich Tabori mit seinem Bruder, der gerade schlief. Tabori wollte Mickael nicht wecken, also stellte er den Grießbrei auf den Nachttisch und griff nach der Gitarre, die ein Geschenk von Großvater gewesen war, wenige Monate vor dessen Tod.

Während Tabori im Flur die Daunenjacke über den Pullover zog, hörte er aus dem Wohnzimmer Geräusche. Sie erinnerten ihn an das Gurren der Dorfschweine.

Draußen schlug ihm der kalte Januarwind ins Gesicht, aber es fiel ihm leichter, diesen Schmerz zu ertragen, als das Stöhnen im Haus mit anhören zu müssen. Oder in die verquollenen Augen zu sehen, die seine Mutter später mit Sicherheit wieder haben würde.

Tabori überquerte die steinige Hauptstraße. Ein paar Abschnitte waren vor einiger Zeit von rumänischen Wanderarbeitern neu geteert worden, aber der heiße Sommer und der raue Winter hatten dem Straßenbelag bereits wieder zugesetzt. Erst vor Kurzem war der Bus, der zweimal täg-

lich Gracen ansteuerte, in einem der Schlaglöcher stecken geblieben. Es hatte dreier Pferde bedurft, um ihn herauszuziehen.

In einigen Häuserfenstern glomm noch verheißungsvoll bunte Weihnachtsdekoration, aber die meisten Bauernkaten wurden nur von nackten Glühbirnen erleuchtet. Der Großteil der Dorfbewohner konnte sich keinen Luxus leisten. Auch für Tabori hatte es zu Weihnachten nur eine Portion Kekse gegeben, verpackt in blaues Briefpapier, und mit viel Glück würde er zu seinem Geburtstag nächste Woche weiteres Gebäck erhalten.

Er wählte einen schmalen Weg zwischen zwei großen, verwitterten Röhren hindurch, die vor langer Zeit einmal als Brennöfen zur Herstellung von Kalk gedient hatten. Wenn man von der alten Weberei ein Stück weiter die Straße hinunterlief, kam man zur Fabrik, die nach einem Brand nur noch eine schwarze Ruine war.

Der Pfad führte hinauf zum Skanderberg. In einer der Höhlen, die es in dem Hang seit Jahrhunderten gab, entzündete Tabori ein Feuer. Es dauerte eine Weile, bis die Flammen endlich am klammen Holz aufstoben. Sein Vater hätte es mit Sicherheit schneller geschafft.

Mit den Fingerspitzen strich Tabori sanft über das Holz seiner Gitarre. Das Instrument war alt, die meisten Saiten ließen sich schon nicht mehr stimmen, doch wenn Tabori sie zupfte, klangen die Töne in seinen Ohren noch immer melodisch. Dann sang er das *Povijn 'krushqi*, ein traditionelles albanisches Volkslied, das Großvater ihm beigebracht hatte. Tabori verstand zwar nicht alle Strophen, aber er wusste immerhin, dass der Text von Vertrauen, Liebe, Wärme und Glück handelte. Die Worte kamen ihm leicht über die Lippen, und schon bald fühlte er sich wie einer der berühmten Sänger aus der Hitparade, denen er im Radio so gerne lauschte. Wenn dieses blöde Gerät denn mal funktionierte.

Als er das Lied beendet hatte, überraschte ihn eine Stimme:
»Das hat mir gefallen.«

Heißer als Feuer schoss Tabori das Blut in den Kopf. Er mochte zwar die Vorstellung, ein berühmter Musiker zu sein, aber tatsächlich vor anderen Menschen zu singen, das war eine ganz andere Geschichte. Vor allem dann, wenn der Zuhörer ein Mädchen war und Gentiana hieß.

Weil er nicht reagierte, sagte sie: »Wirklich, Tabori, du hast Talent.«

»Das hat Opa auch immer gesagt«, erwiderte er mit einem Kloß im Hals.

»Dein Opa war ein kluger Mann.« Gentiana setzte sich neben ihn. Sie war ein Jahr älter als Tabori und überragte ihn um einen halben Kopf. Das blonde Haar fiel ihr bis auf die Schultern. Trotz der grob gestrickten Leinenröcke, die sie trug, war sie hübscher als die meisten Mädchen aus dem Dorf. Daran konnte auch die Narbe auf ihrer Stirn nichts ändern. Woher sie stammte, hatte Gentiana nie verraten. Allerdings hatte sich Tabori bisher auch nicht getraut, sie danach zu fragen.

In ihrer Nähe fühlte er sich unwohl. Er dachte an das, was sich die anderen Kinder im Dorf erzählten, seit man sie gemeinsam in der Höhle überrascht hatte. In Wirklichkeit gab es natürlich nichts zu tuscheln. Gentiana war eine Freundin, aber nicht seine. Das machte einen Unterschied, einen großen sogar, und außerdem war sie mit Ryon zusammen.

»Hast du was von meinem Cousin gehört?«, fragte Tabori.

»Seit er gefahren ist, nicht mehr.« Gentianas Augen flackerten traurig. »Aber alle im Dorf glauben, dass Ryon inzwischen viel Geld verdient.«

»Es wäre wirklich toll, wenn er ...«

Ein gellender Schrei durchbrach die Nacht.

*

Mehr als vierundzwanzig Stunden später durchschritt ein Mann das Eingangsfoyer des Hotel *Adler* in Berlin. Unter anderen Umständen wäre er unter der prächtig mit Gold verzierten Lobbykuppel stehen geblieben wie die meisten Gäste, die zum ersten Mal in dem mondänen Gebäude am Brandenburger Tor nächtigten, doch er beeilte sich lieber, auf sein Zimmer zu kommen, wartete nicht einmal auf den Fahrstuhl, sondern machte sich daran, zu Fuß die Treppe hinaufzusteigen, deren Marmorstufen ein schwerer roter Läufer zierte. In der zweiten Etage begegnete er einem uniformierten Butler, der einem Ehepaar die Koffer schleppte. Doch der Mann beachtete das Trio nicht weiter. In Gedanken befand er sich bereits an der Minibar mit einem starken Drink in der Hand, der seine Nerven beruhigen würde.

»Rudolph?«

Der Mann hob irritiert den Kopf. *Aber nein*, beruhigte er sich. *Niemand hat nach dir gerufen*. Er musste sich verhöhrt haben. *Der Stress und die Anspannung haben dir einen Streich gespielt*. Er schloss die Tür zu seinem Zimmer auf.

»Mensch, Rudolph, jetzt warte doch mal!«

Der Mann kannte die Stimme und die dazugehörige große, blonde Gestalt, die strammen Schrittes auf ihn zukam. »Marten, was machst du denn hier?«

»Das Gleiche wollte ich dich fragen«, erwiderte Marten. »Ich dachte, du hättest einen wichtigen Termin, und stattdessen treffe ich dich im *Adler*.«

»Und warum bist du hier und nicht auf dem Weg nach Amsterdam?«

Marten kratzte sich das unrasierte Kinn und schwieg.

»Spionierst du mir etwa nach?«

»Dass ich nicht lache!« Martens Stimme wurde lauter. »Ausgerechnet du willst mir vorwerfen, ich ...«

»Nicht so laut«, zischte Rudolph und zerrte Marten in sein Hotelzimmer. Er konnte jetzt vieles gebrauchen, einen rich-

tig starken Drink zum Beispiel, aber ganz bestimmt keine Aufmerksamkeit. Er drückte die Tür ins Schloss. »Ich dachte, die Sache sei geklärt?«

»Wenn das so ist, dann verrate mir doch bitte, was du hier noch zu tun hast!« Marten fixierte ihn aufmerksam.

»Hab ich dir doch schon gesagt: Ich habe einen Termin«, erklärte Rudolph.

Marten entnahm der Minibar eine kleine Flasche Gin Tonic und leerte die Hälfte in einem Zug. Er seufzte kurz und schaute sich in dem Zimmer um. Es war nicht das teuerste Apartment im *Adler*, aber durchaus eins, mit dem man etwaige Besucher beeindrucken konnte. »Und warum nicht in der Firma?«

Rudolph überlegte. Marten jetzt die Wahrheit vorzuenthalten würde ihr ohnehin schon schwieriges Verhältnis mit Sicherheit noch weiter verkomplizieren. Ihm reinen Wein einzuschenken würde es aber auch nicht besser machen, im Gegenteil! Rudolph musste an Radomski denken, dessen Anruf er am Morgen erhalten hatte. Radomski, ein entfernter Bekannter von ihm, hatte alarmiert geklungen. Und verdammt, ja, er hatte allen Grund dazu.

Nachdem Marten den Rest vom Gin Tonic hinuntergekippt hatte, knallte er die leere Flasche auf die Kommode. »Rudolph, gibt es da etwas, das ich wissen muss?«

Mehr denn je sehnte sich auch Rudolph nach Alkohol. Er leckte sich die Lippen.

»Es fällt mir schwer, dir zu vertrauen.«

»Und du meinst, mir geht es besser mit dir?«

»Was soll das denn nun wieder heißen?«

»Das weißt du doch ganz genau!«

»Du Arschloch!« Im selben Moment schoss Martens Faust vor.

*

Tabori kannte den durchdringenden Gestank bereits, der ihn zu Hause erwartete, trotzdem raubte er ihm immer wieder aufs Neue den Atem.

»Warum hast du nicht auf ihn aufgepasst?«, schimpfte seine Mutter, die Mickael gerade eine neue Windel anzog. Taboris Bruder schrie wie am Spieß, so wie jedes Mal, wenn er sich in die Hose gemacht hatte.

»Er hat geschlafen.« Tabori lehnte die Gitarre an die Wand.

»Und das ist ein Grund, ihn alleine zu lassen?« Endlich gab Mickael Ruhe. Mit einem fleckigen Tuch wischte die Mutter den Speichel fort, der ihm aus den Mundwinkeln rann.

»Warst du wieder auf dem Berg?«

»Ich war nur kurz draußen.«

Sie entdeckte die Gitarre. »Du hast Musik gemacht?«

Tabori senkte schuldbewusst den Blick.

»Musik macht die Familie auch nicht satt.«

»Aber sie macht mir Spaß!«

Noch bevor er die Hand seiner Mutter sich nähern sah, spürte Tabori sie klatschend auf seiner Wange. »Ach, so ist das? Spaß macht sie dir? Meinst du etwa, ich habe Spaß dabei, Mickael jeden Tag die Windeln zu wechseln? Dir das Essen zu kochen? Dafür zu sorgen, dass überhaupt etwas auf den Tisch kommt? Wie wäre es, wenn du auch mal endlich Geld verdienst?«

Die Ohrfeige brannte auf seiner Haut, aber das machte ihm nichts aus. Wütend rannte er aus dem Zimmer, aus dem Haus. Am liebsten wäre er auch noch aus dem Dorf geflohen, irgendwohin, nur weit weg, aber stattdessen stieg er ein weiteres Mal den Skanderberg hinauf. In der Ferne sah er, wie sich zwei Scheinwerfer näherten, aber sie waren noch zu weit entfernt, als dass man das Motorbrummen hätte hören können.

In der Höhle saß Gentiana nach wie vor am Feuer. Neben ihr hockte jetzt Florim, der Neffe ihres Großonkels. Florim

war zwei oder drei Jahre älter als sie und manchmal ziemlich ungestüm. »Ey, Tabori, du guckst, als hättest du ...?«

»Sei still!«, schnauzte Gentiana und sah Tabori an. »Wieder deine Mutter?«

Tabori unterdrückte die Tränen, die er aufsteigen spürte. Er wollte nicht weinen. Nicht vor Florim, aber noch viel weniger vor Gentiana.

»Du darfst es ihr nicht übel nehmen.« Sie streichelte Taboris Hand. »Sie ist verzweifelt. Und sie hat Angst vor der Zukunft.«

»Aber mein Vater hätte mich nie geschlagen! Niemals.«

Nachdenklich berührte Gentiana die Narbe an ihrer Stirn. »Bist du dir da sicher?«

Nein, natürlich war er sich nicht sicher, Tabori hatte überhaupt keine Ahnung, was sein Vater gemacht hätte. Er versuchte, ihn sich ins Gedächtnis zu rufen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Sein Vater war gestorben, als Tabori zwei Jahre alt gewesen war.

In seiner Erinnerung gab es nichts anderes als ihr jetziges altes, feuchtes Haus aus Backsteinen, Brettern und Ziegeln, dazu die morschen Möbel, den kranken Mickael, den Grießbrei – und Männer, die abends an die Tür klopfen. Die meisten von ihnen waren aus Gracen oder aus dem Nachbardorf. Gelegentlich kam auch der Pfarrer und neuerdings auch Sorti, der Dorfpolizist.

Als Mutter am ersten Abend mit Sorti aus dem Wohnzimmer gekommen war und ihn gesehen hatte, hatte sie sich zu einem Lächeln gezwungen: »Es ist alles in Ordnung, Tabori. Es ist nichts Schlimmes passiert. Sorti ist nur nett zu mir gewesen.« Aber er hatte ihr verweintes Gesicht gesehen und sich gefragt, wie nett Sorti in Wirklichkeit gewesen war, wenn er seine Mutter zum Weinen gebracht hatte. Von allen Männern war der junge Polizist der schlimmste. Tabori konnte seiner Mutter nicht mehr böse sein.

»Ich würde gerne viel Geld verdienen«, wechselte er das Thema.

»Und womit?«, erkundigte sich Florim.

»Am liebsten mit Musik. Aber das würde Mutter mir niemals erlauben.«

»Und womit dann?«

»Mit irgendwas. Egal.«

Inzwischen war das Brummen des nahenden Fahrzeugs deutlich zu hören. Florim zog einen Rucksack, der Tabori bisher nicht aufgefallen war, aus dem Schatten. »Ey, warum kommst du nicht mit?«

»Wohin willst du?«

»Ich gehe Geld verdienen.«

»Und wo?«

»Da, wo Ryon auch ist. Er hat gesagt, man kann dort viel Geld in kurzer Zeit verdienen. Dort ist alles leichter, schöner und besser.«

»Das hat er wirklich gesagt?«, bezweifelte Tabori.

»Ja, Ryon hat erzählt, dort liegt die Arbeit für jeden auf der Straße.«

Tabori war nicht überzeugt, aber, das musste er sich eingestehen, die Vorstellung war verlockend. Er nickte. Gentiana hauchte ihm einen schnellen Kuss auf die Wange: »Pass auf dich auf.«

Die Berührung war sanft und warm, und mit ihr verschwand Taboris Unsicherheit. »Ich bleibe nicht lange weg«, versprach er. »Nur kurze Zeit. Dann komme ich mit viel Geld nach Hause.«

»Genau«, sagte Florim. »Das wird deine Mutter freuen. Und dann, ey, dann wird sie dir ganz sicher auch die Musik erlauben. Komm, der Bus ist gleich da.«

Tabori eilte den Hang hinab zurück nach Hause. Die Tür zum Wohnzimmer war verschlossen, aber Tabori hörte keinerlei Geräusche mehr. In seinem Zimmer stopfte er einen

zweiten Pullover, eine Hose und etwas frische Unterwäsche in seinen alten Rucksack. Von der Wand nahm er zwei Fotos und steckte sie in die Gesäßtasche seiner Hose. Neben dem Bett seines Bruders blieb er stehen. Mickael schlief. Ob er träumte? Tabori strich ihm kurz durchs Haar. Mickael zuckte, wachte aber nicht auf.

Dann schlich er in die Küche. Auf halbem Weg hörte er seine Mutter aus dem abgeschlossenen Zimmer schluchzen. Konnte er sie alleine zurücklassen? Alleine mit Mickael? Und mit Sorti? Fast hätte Tabori aufgelacht. Als wenn ein Junge wie er etwas gegen einen Polizisten ausrichten könnte. Dann stieg Angst in ihm hoch. Er war noch nie alleine, ohne einen Erwachsenen, gereist. Würde er die Fahrt überstehen? Bestimmt, außerdem hatte er auch gar keine andere Wahl. Und Florim war ja auch noch an seiner Seite, und der war alt genug.

Bei der Spüle fand Tabori Mutters Portemonnaie, dem er einige Geldscheine entnahm. Auf einen Zettel schrieb er: *Ich komme bald wieder. Dann geht es uns besser. Tabori.* Dann lief er zur Hauptstraße, an der er Florim bereits stehen sah. Gerade fuhr der Bus in Gracen ein und näherte sich der Haltestelle.

Vor der Höhle auf dem Skanderberg konnte Tabori Gentiana erkennen. Ihr heller Leinenrock flatterte im Wind, der aufgefrischt hatte. Der Anblick erfüllte ihn erneut mit Wärme. Wie sehr er Gentiana mochte. Er winkte ihr noch einmal zu, dann stieg er nach Florim in den Bus.

*

Die Faust krachte gegen Rudolphs Schläfe, dann holte Marten erneut aus. Ein weiterer Hieb traf ihn am Auge. Stöhnend sank er zu Boden.

Wütend starrte Marten auf ihn herab.

»Verpiss dich«, presste Rudolph mit letzter Kraft hervor.

Marten stürmte in den Korridor, während Rudolph sich unter Flüchen aufrappelte und die Tür schloss. Im Bad benetzte er die Prellungen an Wange und Augenbraue mit kaltem Wasser, dann ließ er sich auf einen Stuhl fallen und sah sich um.

Die Ausstattung des Zimmers bestand aus einer Mischung von Tradition und Moderne. Neben der rustikalen Holzkommode thronten zwei schwarze Ledersessel. Die Art-déco-Leuchte kontrastierte mit dem verschnörkelten Bettgestell. Die Einrichtung passte zu Berlin; in wohl keiner anderen Stadt fügen sich derart viele Widersprüche zu einem harmonischen Ganzen zusammen.

Wenn Rudolph sich nur selbst so ausgeglichen fühlen würde. Er hatte es von Anfang an für keine gute Idee gehalten, sich im *Adler* zu treffen, ausgerechnet in dem Nobelpalast schlechthin. Der Minibar entnahm er einen Wodka-Lemon. Ein Gin Tonic wäre ihm zwar lieber gewesen, aber Marten hatte die einzig vorhandene Flasche bereits geleert. Rudolph kühlte sich Wange und Auge, erst anschließend öffnete er den Wodka und trank.

Der Alkohol entspannte ihn, zumindest soweit es die vertrackte Situation erlaubte. Die unverhoffte Begegnung mit Marten war zwar unangenehm gewesen, aber das bevorstehende Treffen mit Radomski würde ungleich heftiger werden. An das, was anschließend noch folgen konnte, wollte Rudolph gar nicht erst denken. Eigentlich bevorzugte er es, die Dinge im Stillen zu klären. *Vielleicht kannst du Radomski noch dazu überreden.* Aber verdammt, wenn er sich selbst gegenüber ehrlich war, dann war die Sache doch längst aus dem Ruder gelaufen.

Rudolph nahm sich sein Handy und wählte eine Nummer. Carla meldete sich nach einigem Klingeln. »Hallo, Liebling! Sitzt du schon im Flugzeug?«

»Nein, mein Schatz. Aber ich checke gleich ein.«

»Dann wünsche ich dir einen guten Flug. Sprechen wir uns heute Abend noch einmal?«

»Ich werde versuchen, mich zu melden, aber ich habe gleich nach meiner Ankunft einen Termin. Falls ich es nicht schaffe, grüß Laura und Elfi. Gib ihnen einen dicken Kuss vom Papa.«

»Natürlich, das mache ich.«

»Ich denke an dich, mein Schatz.«

»Ich auch an dich. Bis morgen dann.«

Kurz nachdem er aufgelegt hatte, klopfte es. *Jetzt ist es also so weit.* Irgendetwas störte ihn plötzlich, aber Rudolph kam nicht darauf, was es war. Wahrscheinlich hing ihm die überraschende Begegnung mit Marten noch nach. *Vergiss ihn, konzentriere dich auf das, weswegen du hier bist.*

Rudolph öffnete die Tür, und ein heißer Schmerz explodierte in seiner Brust. Er taumelte zurück in das Zimmer. Feuer brannte in seinem Bauch, das Handy entglitt seiner Hand, und noch während er zu Boden stürzte, wusste er wieder, was ihn irritiert hatte: *Es war nicht das verabredete Klopfzeichen gewesen.*

Durch den Schmerz hindurch konnte er schemenhaft die Gestalt erkennen, die sich auf den Stuhl neben der Kommode setzte. »Und jetzt mal Klartext«, sagte sie. »Mit wem wolltest du dich hier treffen?«

Ich will, dachte Rudolph, *Präsens*. Doch er bekam kein Wort über die Lippen.

»Wer weiß noch davon?«

Ein Brand tobte in Rudolphs Lunge. Er musste husten.

»Hast du tatsächlich geglaubt, die anderen würden das einfach so hinnehmen?«

Rudolph nahm noch einen zweiten schwarzen Schatten wahr, der in dem Moment schon wieder aus dem Zimmer huschte, dann erlosch sein Blick und mit ihm auch sein Leben.

Bild, Dienstag, 10. Januar

Verkaufsoffener Sonntag in Berlin

Plus für Einzelhandel und Gastronomie?

Berlin. Einkaufsbummler aufgepasst: Zwei Wochen nach Weihnachten lädt der Einzelhandel zum verkaufsoffenen Sonntag. Der Gewerkschaftsbund ver.di protestiert.

Bereits kurz nach Neujahr protestierten ver.di-Mitglieder mit Flugblättern und Plakaten gegen die erneute Sonntagsöffnung. »Die Beschäftigten benötigen ihre freie Zeit und können nicht rund um die Uhr verfügbar sein«, sagte der Landesvorsitzende Kurt Bussmann. »Erst recht nicht nach den vier Adventswochen, in

denen Kaufhäuser und Einzelhändler nahezu rund um die Uhr geöffnet hatten.«

Dagegen führt der Verein zur Förderung des Einzelhandels e.V. die Wirtschaftskrise ins Feld: »Ein verkaufsoffener Sonntag bietet Kaufanreize. Außerdem profitiert die Gastronomie von dem Angebot.«

1

Im Bahnhof von Tirana kauften Tabori und Florim zwei Fahrscheine und bestiegen den Zug. Anfangs teilten sie sich das Abteil mit mehreren Landsleuten, aber je weiter sich die Bahn von Albanien entfernte, umso häufiger unterhielten sich die Mitreisenden in fremden Sprachen.

»Was reden die da?«, fragte Tabori.

»Ey, woher soll ich das wissen?«, antwortete Florim.

»Wenn wir da sind, wie werden wir die dann verstehen?«

»Meine Mama kommt aus Russland«, sagte Florim. »Ich kann Russisch.«

»Und das reicht?«

»Hast du etwa eine bessere Idee?«

»Vielleicht«, meinte Tabori. »Opa hat oft davon erzählt, wie er im Krieg in Deutschland gekämpft hat. Manchmal hat er deutsche Wörter oder Phrasen benutzt, wie zum Beispiel: ›Danke. Bitte. Zu Hause. Ich bin alleine.‹ Oder: ›Ich habe solchen Hunger.«

»Das wird bestimmt reichen«, befand Florim selbstbewusst. »Und außerdem ... Ey, wir wollen ja nicht reden, sondern arbeiten, oder?«

»Ja, da hast du recht«, pflichtete ihm Tabori bei.

»Und wenn es stimmt, was Ryon sagt, dann wird sowieso alles ganz einfach sein.«

Während der weiteren Fahrt nährten sie ihre Hoffnung auf eine glänzende Zukunft. Mehrmals stiegen sie um, ohne dass sie den falschen Zug erwischten. An der tschechischen Grenze mogelten sie sich an den Kontrollen der Zollbehör-

den erfolgreich vorbei, und von Prag aus ging die Fahrt ohne Unterbrechungen weiter.

Das unverständliche Gebrabbel der Reisenden und die triste Winterlandschaft vor den Zugfenstern ließen sie einnicken. Ab und zu wurden sie aus dem Schlaf gerissen, meist wenn der Zug in einen Bahnhof eingefahren war, wo sich die Leute mit Gezeter von ihren Angehörigen auf dem Bahnsteig verabschiedeten. So wie jetzt, als wiederholt jemand durch den Waggon brüllte.

Tabori presste die Augenlider fest aufeinander und stellte sich vor, wie es wäre, wenn er die Heimreise antreten würde. In seinem Rucksack hätte er das verdiente Geld verstaut: viele Münzen und bündelweise Geldscheine. Damit würde er das Leben seiner Familie ändern. Ab sofort bräuchte seine Mutter keine Männer mehr zu empfangen. Er würde ihr einen saftigen Braten zum Abendessen kaufen und seinen Bruder zu einem besseren Arzt schicken können. Für sich selbst würde er eine neue Gitarre erstehen, und weil am Ende natürlich immer noch etwas Geld übrig war, könnte er auch noch für Gentiana ein Geschenk aussuchen. Kein unnützes Zeug, wie es Ryon immer anschleppte. Wer brauchte schon Sonnenbrillen, wenn die Berge das Dorf für die meiste Zeit des Tages in ihre Schatten hüllten? Oder einen Gameboy, dessen Batterien sich nicht aufladen ließen, weil in Gracen wieder einmal der Strom ausgefallen war? Nein, Tabori würde Gentiana ein Paar Handschuhe oder eine Bluse schenken, etwas, an dem sie lange ihre Freude hätte.

Mit sich zufrieden zog er die Beine an die Brust, bettete den Kopf auf seinen Rucksack und schlief weiter, bis Florims Hand an seiner Schulter rüttelte. »Ey, jetzt werd endlich wach!«

Vor ihrer Sitzbank stand der Schaffner. Florim kramte die Fahrscheine hervor, doch der kleine Mann schüttelte den Kopf und brummelte unverständliches Zeug in seinen Bart.

»Ey, Tabori, was sagt er?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich dachte, du kannst Deutsch.«

Tabori versuchte, sich an die wenigen Brocken zu erinnern, die er von seinem Opa gelernt hatte, aber »Äntzschtazion« und »Ausschtaigen« hatten, so glaubte er, nicht dazugehört. Dafür fiel ihm nun auf, dass das Abteil leer war und der Zug stillstand. Er wies auf das Schild am Bahnsteig, auf dem die Schrift schon verblasst war. »Wir sind da!«

Sie schnappten sich ihre Sachen und drückten sich an dem schimpfenden Schaffner vorbei Richtung Zugtür. Der Bahnhof war ein unfreundliches graues Gebäude, das aus Stahlträgern und viel Glas errichtet worden war. Durch die trüben Scheiben konnten sie die Stadt, die dahinter liegen musste, nur erahnen.

Am oberen Absatz einer Treppe sprach sie eine ältere Dame an, die sich mit zwei schweren Taschen abmühte. Der Güterzug, der im gleichen Moment auf dem Nachbargleis vorbeidonnerte, verschluckte den Großteil ihrer Worte, welche die beiden Jungen sowieso nicht verstanden hätten, aber um zu begreifen, worum die Frau sie bat, waren Sprachkenntnisse auch nicht nötig. Florim trug den einen, Tabori den anderen Koffer die Treppe hinunter in die schlauchförmige, hell erleuchtete Bahnhofshalle.

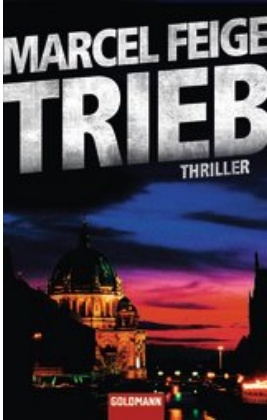
»Danke«, sagte die Frau und steckte Tabori eine Münze zu.

»Was hat sie dir gegeben?«, wollte Florim wissen.

Tabori präsentierte ihm stolz das Geldstück. »50 Eurocent. Ist das viel?«

»Klingt jedenfalls nach viel«, lachte Florim. »Und das nur, weil wir ihr die Koffer getragen haben.«

Sie sahen der netten alten Dame nach, wie sie trippelnd in der Menge verschwand. Schwer beladen mit Gepäck eilten die Reisenden an den beiden Jungen vorbei: die einen rauf zu den Gleisen, die anderen raus auf den Bahnhofsvorplatz.



Marcel Feige

Trieb
Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 672 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-46988-8

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2009

Perfide Machenschaften in der besseren Gesellschaft Berlins

Der kleine Tabori aus Albanien, der von zu Hause ausgerissen ist, verirrt sich im winterlichen Berlin. Auf der Suche nach seinem Cousin helfen ihm die falschen Freunde. Unterdessen wird Kommissar Kalkbrenner in ein Nobelhotel gerufen: Dort wurde ein angesehener Geschäftsmann erschossen, der seltsamerweise unter falschem Namen eingeeckelt hatte. Zur gleichen Zeit wird ein Staatssekretär ermordet, ausgerechnet ein Informant des Journalisten Hardy Sackowitz. Der wähnte sich einem Politskandal auf der Spur. In Wahrheit kommt er einer Szene auf die Schliche, die in ihrer Perfidität lieber im Dunkeln bleiben möchte – um jeden Preis!

Ein packender Thriller mit Tiefgang – nach wahren Begebenheiten!

 [Der Titel im Katalog](#)